

Gute Geister

Ein
Sonntagsblatt
für das
deutsche Haus

Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wichtige Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen.
Expedition und Annoncen-Aannahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

28. Jahrg.

Die Prachtmenschen.

Roman von G. Nießsch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ich ritt und spornete Pluto durch Schenkeldruck und Zuruf immer tollerem Jagen an,“ erzählte Hans Joachim weiter. „Dann schwand mein Bewußtsein. Als ich zur Besinnung kam, lag ich im Bett, mein linker Arm war steif und schmerzte sehr. Mutter lagte sich über mich und hatte angstgefüllte Augen. Er lebt! Wie sie auf und küßte mich auf die Stirn. Später erfuhr ich, daß Pluto herrenlos nach Haus gekommen war. Mich fand man denn bewußtlos mit gebrochenem Arm im Feengrund.“

„Im Feengrund? Das ist der ehrere Meter tiefe Abgrund eine Stunde von unserem Gute. Dort spielen an sonnigen Frühlingstagen die Waldfeen ihren Reigen tanzen. Wer sie sieht, der findet das Glück, ist mir der alte Hein erzählt. Hast Du das Glück gefunden?“

„Damals noch nicht, mein Zunge. Aber jetzt habe ich es und werde es halten.“

„Du hast das Glück gefunden? Ist die schöne, goldhaarige Fee wiedergesehen? Erzähle!“

„Ich habe die schöne, goldhaarige Fee wiedergesehen, mein Zunge. Das Glück muß ich mir aber erst kämpfen. Später erzähle ich Dir davon, heute kann ich es noch nicht.“

„Eine schöne, goldhaarige Fee?“ Hans Willibald wurde nachdenklich. „Bruderherz, ich habe es: Du bist verliebt! Habe ich recht?“

Hans Joachim nickte still und träumerisch ins Weite.

„Kenne ich sie? Wie heißt sie? Ich bin so neugierig.“

„Sie heißt Ilse und ist eine Fee. Doch nun laß das Fragen, Du erfährst alles zu seiner Zeit.“

„Du mußt sie Dir erkämpfen, Hans Jim, jagtest Du gegen wen denn?“

„Gegen das Vorurteil. Gegen die Eltern. Gegen die

Welt. Und nun genug. Ich hoffe, Du schweigst, bis für mich die Zeit zum Reden gekommen ist.“

Die Brüder hatten den Garten hinter sich gelassen und waren auf die Chaussee hinausgewandert. An einer Wegebiegung tauchte plötzlich ein schwarzhäariger Kopf aus dem Straßengraben auf. Das Gesicht war braun, hager, die Backenknochen standen weit vor. Die dunklen Schlitzaugen blickten dumm und ausdruckslos. Wirt und struppig hing der kräftige Schnurrbart in den Mund hinein.

„Da treibt sich der Polack ja immer noch herum!“

Hans Willibald musterte den auf sie zukommenden Strolch neugierig.

„Schenkens 'mir was, Pane Pracht. Hab' ich nix bekommen zu essen seit zwei Tagen. Is sich armes Stranikty ferre hungrig.“

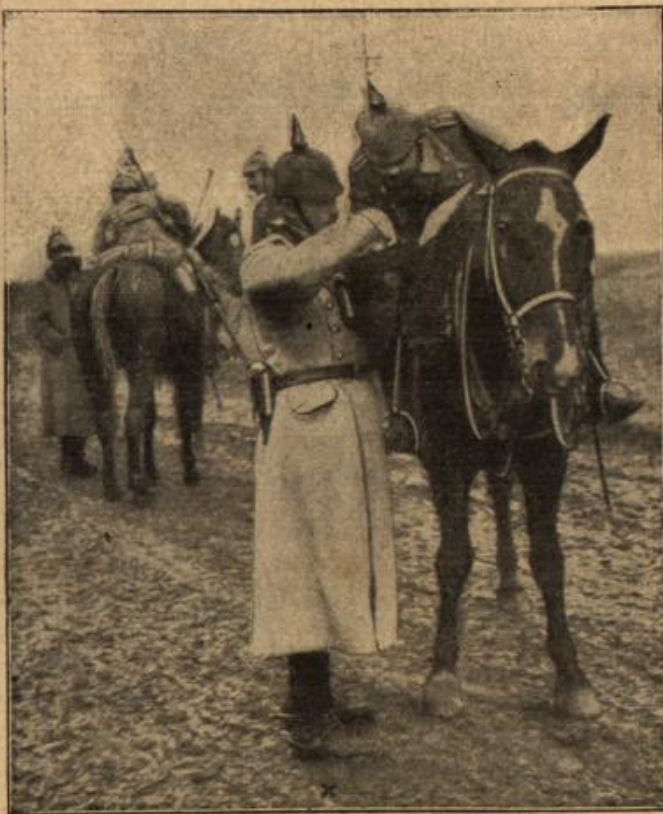
„Und wie lange hast Du nichts getrunken, Polack?“ fragte Hans Willibald lachend.

Der barhäuptig im zerfetzten, zusammengefochtenen Gewand vor den Brüdern stehende Polack legte lebhaft die Hände auf die Brust und beteuerte: „O Pane Pracht, hat sich armes Stranikty nix getrunken, schon ferre lang is' her. Trinkt sich nur Wasser von Brunnen.“

Hans Joachim zog sein Portemonnaie und gab dem in Demut erstarbenden Polen ein Markstück. Sein Gesicht war ernst.

„Stranikty, Sie sollten endlich ein anderes Leben beginnen und wieder arbeiten. Das endet sonst böß für Sie. Müßiggang ist aller Laster Anfang.“

„D, ich werde wieder arbeiten, gern, wenn ich werd' finden Arbeit. Will sich niemand armes Polack, auch Pane Pracht will sich nix.“



Ein Enkel Bismarcks als Ordonnanzoffizier.

Unser Bild zeigt den Leutnant von Bismarck, einen Enkel des Alt-Reichskanzlers, als Ordonnanzoffizier in Feindesland seinen ihm übergebenen Befehl weitergebend.

„Weil Sie ihm die anderen Leute zum Trinken verführen, Stranitzky. Legen Sie dieses Laster ab, und Sie können sofort bei uns Arbeit erhalten.“

„Werd' ich mir überlegen, werd' ich mir überlegen!“ rief der Polak, küßte dem Geber die Hand und verschwand knixend und dienernd in der Richtung zum Dorfe.

„Wenn Du ihm nachgehst, kannst Du sehen, wie Dein blankes Markstück sich in Spiritus umwandelt. Hofus, Hofus,

mir glauben kannst. Ich will mich ihr als künftiger Revisor vorstellen, der die Familientradition derer von Zensky halten will. Die alte Dame muß doch auch eine kleine Revisorin haben.“

Mit einem lauten Fuchser rannte er davon.

Während die Brüder promenierten, waren Herr und Bracht auf der Terrasse sitzen geblieben.

„Der Brief Lydia's ist mir ein wenig unklar,“

sagte Frau Bracht mit nachdenklichem Gesicht. „Sie schreibt, daß Sie eine Einladung ihr gerade bekommen wäre. Ich hätte darüber hinweggeholfen, wenn Sie anderen Aufenthalt für die Mädchen zu suchen.“

„Da ist doch nichts unklar,“ sagte Herr Bracht. „Sie hat die Einladung sicher zur Erlaubnis fortzujagen wollen. Jedenfalls ist der Winter sehr anstrengend gewesen.“

„Euch Männern geht das Gefühl ab, Bracht. Ich weiß, was zwischen den Zeilen, und ich lese, macht mich bei dem Eins der Mädchen hat eine Herzensgeschichte, weshalb sie fort von München soll. Das ist für mich bereits Gemeines. Kenne ich meine Schwägerin zu genau. Wenn nur ein schöner Plan nicht zu Wasser und Was gibt's, Franz?“ wandte



Die Waffenbrüder Schulter an Schulter.

Giliar, eins, zwei, drei, dem Polen ist das eine Kleinigkeit. Ich hätte ihm nichts gegeben.“

„Mich dauert der arme Teufel. Recht ist es vielleicht nicht, daß ich seine Neigung zum Trinken noch unterstütze, aber er sah wirklich sehr verhungert aus. Er wird sich wohl auch etwas zu essen kaufen, dann hat die Mark ihren Zweck doch nicht ganz verfehlt.“

„Goffen wir das beste. Wie kommt der Kerl eigentlich in unsere Gegend?“

„Söhnes haben vergangenen Sommer einen Trupp Sachfengänger, alles Polen, die fast kein Wort Deutsch sprachen, zur Arbeit angenommen. Sehr zum Leidwesen der übrigen Bevölkerung, denn es waren rüde Gesellen darunter, die mehr betrunken als nüchtern waren. Als die andern im Herbst wieder heimfuhren, ist Stranitzky zurückgeblieben. Er lag vollständig betrunken zwei Tage lang in einem abgelegenen Stall, wo man ihn nicht fand. Die andern sind dann fort, er blieb hier und strolcht seit der Zeit in der Umgebung herum und bettelt. Gearbeitet hat er noch nicht wieder. Dem Gendarmen versteht er schlau aus dem Wege zu gehen; trotzdem schon eine richtige Streife auf ihn abgehalten wurde, hat man den Kerl doch noch nicht erwischen können. Aber was hast Du?“ setzte Hans Joachim erstaunt hinzu.

„Sein Bruder hatte sich von ihm losgerissen, war über den Graben gesprungen und schlug auf der Wiese Rad. Jetzt stand er Kopf und strampelte mit den Beinen in der Luft. Mit einem eleganten Sprung war er wieder auf den Füßen und rief atemlos: „Ich bin ja so vergnügt über Deine goldhaarige Fee, Hans Jim, daß ich irgend etwas anfangen mußte: Die Kopfarbeit ist mir immer noch am besten gelungen, es geht auch heute noch. Nun schilt mich und sage, ich sei ein dummer Junge. Mir ist es egal, glücklich bin ich doch. Adieu, ich muß zur Mutter, sie soll es wissen!“

„Hans Willi, Du wirst doch nicht?“ Hans Joachim war sichtlich erschrocken.

„Wegen? Pfui Deibel, Hans Jim, daß Du so etwas von

sich an den Diener, welcher lautlos aus dem Speisezimmer die Terrasse getreten war.

„Draußen ist ein Mann, Rämmchen oder Bämmchen, er, der Herrn Bracht gern sprechen möchte.“

„Lassen Sie ihn kommen, Franz. Du erlaubst doch, Bracht?“ Sonst kann er auch in mein Arbeitszimmer gehen.“

„Mich stört er nicht, Bracht, höre ihn ruhig hier an. Ich fentlich bin ich ihm nicht im Wege.“

„Gehen Sie nur hinaus, der Herr sitzt auf der Terrasse. Ich hörte Brachts bald darauf den Diener leise im Speisezimmer sagen.“

„Verzeih'n Sie lieblich, meine Herrschaften, wenn



Die österreichischen Motormörser-Batterien.

wagen tue, Sie zu verderanschießen. Ich bin Sie der Revisorin aus Gohrisch, und wenn Herr Bracht die große Revisorin haben wollte, mich anzuhör'n, dann tät'ch gerne ne Bitte an Sie abbrechen.“

Bracht musterte den einfach, aber sauber gekleideten Mann aufmerksam. Dieses glattrasierte, gutmütige Gesicht mit wehmütigen Augen, diese kleine, auf etwas nach innen gebogenen Beinen stehende Gestalt kam ihm bekannt vor.

„Jetzt hab' ich's,“ rief er freundlich, „Sie sind Herr Revisor, der seit einem Jahr in Gohrisch den kleinen Gemüse-Verkostladen hat!“

tiger Sa
n Zent
e kleine
Herr in
klar,
nachde
eibt, da
erade
er zum Opfer fiel.
Ich h
eholten
halt
en.
ichts
at die
ur
or anst
ern ge
cht.
len, in
mich
hen
west
en sol
ts Ge
chwäge
u Waf
? "wa
sejimm
mmchen
st doch
gehend
hier an
er Ten
Speiser
is, der
hadd'
mer's
geraden.
Lämmchen, hadd' er zu mir

fin' ja da, das andre wird sich schon finden. Da fin' mer naus-gemachd, un 's ging ooch ganz scheene, bis — bis — schluchzte Lämmchen laut, „bis beim Schmied das Feuer losging und



Eine Abteilung deutscher Dragoner auf einem Erkundungsritt.

Der Kampf im Schützengraben hat auch der Kavallerie neue Aufgaben gestellt. Die Pferde bleiben häufig hinter der Front, und der Reitermann klettert in den Schützengraben und wird zum Infanteristen. Daß aber auch noch Erkundungsritte ausgeführt werden, zeigt unser Bild.

Das hab'ch schon mei' gan-
Leben lang, Herr Bracht,
nte Lämmchen. „Ich bin Sie doch nämlich gelernter Schnei-
In Dresden ging's uns zuletzt ganz hiebsch, da hadd'ch
Unglück, daß ich mich mit 'ner rost'gen Radel in den Finger
st doch ach. Ich habe lange an Blutvergiftung krank gelegen.
gehend wie'ch dann wieder gesund war, Herr du meine Liebe,
hier anwar der rechte Arm schneif und ich konnt' nich' mehr näh'n.
haben wir unser bißchen Krämchen verfooft und fin' naus
er Ten Gohrisch gemachd. Der Müller, was e fuder Freund von
Speiser is, der hadd' mer's geraden. Lämmchen, hadd' er zu mir

uns alles verbrannte. Nischd als das nachiche Leben haben
mir gereddet. Meine beiden Jüngsden hab'ch auf dem schneif
Arm nausgedragen. Da is mir noch ee glühender Balken uff
den Deek gefallen.“

Er zeigte auf seinen Kopf, wo auf einer handgroßen Stelle
das Haar weggebrannt und die Haut schwarz war.

„Findet sich in Gohrisch niemand, der Ihnen hilft, Herr
Lämmchen?“ fragte Frau Bracht.

Bracht flüsterte seiner Frau leise etwas zu, diese nickte.
Dann fragte er den Abgebrannten: „Weil
Ihnen niemand hilft, darum sind Sie
nun zu mir gekommen?“

„Se fin in der ganzen Gegend als
ee fuder Mann bekannt, Herr Bracht,
nehmen Sie's nicht für übel. Aber wuhde
meiner Seele keenen Rad nich' mehr.
Meine Kinder un mir hab'n seit gestern
nischde nich' gegessen. 's is uns ja alles
verbrand, alles!“

„Seien Sie getroßt, Herr Lämmchen,
mein Mann wird Ihnen helfen,“ tröstete
Frau Bracht den schluchzenden Mann.
„Ich will Sie beide allein lassen, dann
können Sie ungestörter sprechen. Adieu,
Herr Lämmchen, ich werde in aller Kürze
selber mal nach Ihren Kindern sehen.
Bracht, ich schide Dir den Franz mit etwas
Essen für Herrn Lämmchen.“

Sie reichte dem schon halb getrösteten
Mann die Hand und ging leisen Schrittes
durch das Speisezimmer ins Haus.

„Na, alter Herr,“ rief Bracht jovial,
„Kopf hoch, Brust raus. Nicht unter-
kriegen lassen, das ist die Hauptsache.
Bei wem sind Sie denn versichert?“

„Bei der Germinia, Herr Bracht.“

„Das ist famos, den Direktor kenne
ich sehr gut. Ich werde mit dem Manne
mal reden, vielleicht zahlt er Ihnen
wenigstens eine kleine Entschädigung.
Einstweilen schieße ich Ihnen vor, was
Sie zum Wiederanfang gebrauchen. Da-
rüber reden wir noch. Für die erste Not

nehmen Sie den Gunderter hier, das weitere wird sich
finden. Jetzt essen Sie erst was und trinken Sie ein Glas
Bier. Sie sehen ja ganz blaß aus, Menschenkind!“

(Fortsetzung folgt.)



Das Verladen von Verwundeten in einen Lazarettzug.

der segensreiche Einrichtung haben sich die Lazarettzüge erwiesen, die sowohl von unserem
Herpaar und anderen Fürsichtigkeiten, als auch von Städten, Vereinen und einzelnen
Wannern gestiftet wurden. Die Verwundeten, die im Feldlazarett den ersten Verband
alten haben, werden in diesen gut eingerichteten Lazarettzügen direkt aus Feindesland
die Heimat, in die Stanzlazarette überführt und unterwegs können sie in den Zügen
weiter behandelt und sogar operiert werden.

Tagd: Gohrisch is Sie Sommerfrische, die Dräsnen machen
e nährsch da naus, dort is was zu machen. Essen tut mer in
fuden Luft tücht'g, machen Se ee Büdchen in Gohrisch uff,
könn' Se Geld verdienen. Se paar Fennge zum Anfangen

Sagt es mir!

Kriegsflüge von Hans Ostwald.

(Nachdruck verboten.)

Vom Bahndamm herunter schallte wieder das heitere, zuversichtliche und tapfere Geschrei der ausfahrenden Krieger. Aus dem rollenden Wagen schauten freudige und mutige Gesichter. Singend und hurrausend schwenkten sie ihre Mützen. Auf der Straße aber standen die Mütter, die Schwestern und Kinder und winkten ihnen mit Tüchern und Blüten zu, sahen ihnen mit freudvoll glänzenden Augen nach und rief: Hoch! Hoch! Hoch!

Auch Ursel winkte und rief mit aller Kraft. War auch ihr Mann schon seit vielen Wochen hinaus, war auch niemand der Ihren in diesem Zug — es war ihr doch, als gehörten die roten und braunen Gesichter, die mutig blühenden Augen und die lebhaft grühenden Arme ihren Brüdern — als sei sie und alle, die hier unten in der Straße standen, und die da oben auf den endlos langen Flügen dem Feinde entgegenführten, eine einzige Familie.

Sie vergaß ganz ihren Kummer. Sie vergaß, daß sie seit vielen Wochen schon keine Nachricht von ihrem Manne erhalten hatte. Sie winkte mit beiden Händen und rief auch laut und mit einem von Segenswünschen vollen Herzen: Hoch! Hoch! Hoch!

Pöblich war es ihr, als werde sie bei den Händen gefaßt, als wolle ihr sie jemand herunterziehen. Sie sah um sich — und erkannte ihre Mutter und ihre Schwester, die aus dem Bahnhof kamen und ihr ernst und doch lächelnd zuwinkten. Dies Lächeln aber schien ihr so seltsam, so fremd und unerwartet, daß Ursel selbst nicht lächeln konnte. Sie blieb wie gebannt und gelähmt stehen und ließ Mutter und Schwester auf sich zukommen. Sie begrüßte sie nicht, sondern sah sie nur fragend an. Sie blieb stumm, als ihre Mutter sie küßte und selbst Räte sie umarmte, Räte, die sonst immer gegen Gefühlsausbrüche war.

Heute erst fiel Ursel auf, daß ihre Mutter immer in schwarzen Kleidern ging. Heute erst schien ihr der kleine Hut, der leichte Mantel, das Kleid zu dunkel und zu düster zu sein für diese zarte, weiße Frau — und für diese begeisterten Tage. Sie fragte unwillkürlich: „Warum gehst du so schwarz?“ Die Mutter antwortete verlegen: „Aber Ursel — so gehe ich doch nun schon seit — du weißt doch, seit Vater starb.“ Ursel hatte ihr forschend in die Augen gesehen. Die Mutter hatte diesen Blick liebevoll und mütterlich aufgefangen und erwidert. Und das hatte Ursel beruhigt.

„So — dann wollen wir unsern Spaziergang nach dem Walde machen!“ sagte sie und ließ sich von ihrer Mutter und ihrer Schwester in die Mitte nehmen.

Gerade, als sie flott losmarschieren wollten, stand ein Mann vor ihnen — ein Offizier.

Ursel fuhr ein freudiger Schreck durch's Herz. Vor ihre Augen flog ein milder Schleier. Und sie mußte sich in die Arme ihrer Mutter und ihrer Schwester hängen, um nicht umzusinken.

Nur einen Augenblick zog eine matte Schwäche ihren Kopf vornüber. Dann jubelte ihr Herz, und sie wollte dem Offizier die freudig gehobenen Arme um den Hals werfen.

Da sah sie, daß nicht ihr Mann vor ihr stand, sondern ein Fremder — ein Kamerad von ihm. Und der trug seinen Arm in einer Winde und sah sie aus einem zwar gebräunten und doch leidenden Gesicht an — mitleidig, liebevoll und ergriffen von der Enttäuschung, die er ihr bereiten mußte.

„Ja — ich bins nur, der Leutnant von Tielde — gnädige Frau...“

„Ihr Arml! Ihr Arml!“ antwortete Ursel, die sich gesammelt hatte.

„Ach, das ist nichts Schlimmes!“ meinte der Leutnant lächelnd. „Ein kleiner Prellschuß durch's Fleisch. Noch zwei, drei Tage Wunde, dann ist der Arm wieder frei. Und in zehn, zwölf Tagen kann ich schon wieder mit dreinschlagen!“

„So rasch?“ Ursel zweifelte.

„Ja, ich halt's nicht länger aus!“ rief der Leutnant verzweifelt. „Es ist ja nicht zu ertragen hier! Ich muß in die Front! Nach vorn!“

„Das wird schon noch früh genug losgehen!“ meinte Ursels Mutter. „Ach, die Pfastererschmierer machen gleich solch Wesen daraus!“

schmolte der Leutnant. „Wenn sie mich in acht Tagen nicht wieder selbständig schreiben, brenne ich durch und fahre mit dem ersten besten Transport an den Feind! Ran — ran! Es ist ja schrecklich daheim, nicht zum Aushalten!“

„Wie geht's meinem Mann?“ fragte Ursel ernst und ruhig in seine Begeisterung hinein.

„Er läßt grüßen! Vielmal und herzlich die gnädige Frau grüßen!“ sagte der Leutnant. Er schien eine genaue Antwort umgehen zu wollen. Ursel blieb jäh stehen. Sie fragte nochmals, fest und hartnäckig: „Wie geht's meinem Mann?“

„Gnädige Frau können ganz beruhigt sein!“ meinte der Leutnant. Er wurde rot, als er ihr nun fest in die Wahrheit fordernden Augen sehen mußte. Ausweichend wiederholte er: „Gnädige Frau können ganz beruhigt sein — ganz beruhigt sein!“

Ursel erwiderte nichts. Sie faßte ihre Mutter und ihre Schwester fester unter und ging dann zwischen ihnen dahin.

Der Leutnant schilderte die Taten seines Regiments, seiner Schwadron. Wie sie den Feind in die Flanke gefaßt und überritten hätten, wie sie auf Kundschafterritten größere Posten gefangengenommen, wie sie auf der Verfolgung Gefangene gemacht, wieviel Eisene Kreuze schon in ihrem Regiment verteilt seien —

„Heinrich hat auch eins bekommen?“ fragte Ursel. Und sie zeigte durch diese Frage, daß sie seiner Erzählung aufmerksam gefolgt, trotzdem sie ernst und scheinbar abwesend vorwärts gegangen war.

„Ja, gewiß, zwei Tage bevor —“ Der Leutnant wurde

lich wieder rot. Ursel sah ihn fest an. Sie trat einen Schritt auf ihn zu und forderte stumm aber um so heftiger die Wahrheit, und wenn sie noch so schwer sein sollte.

Sie standen jetzt vor der großen Heide, die hinter den Häusern des Ortes begann und sich bis zum Walde ausdehnte. Schwarz düster zog sich der Saum der Kiefernforst in die Ferne. Ueberleuchtete das Blau des Herbsttages, in den die untergehende Sonne ihren Schimmer goß. Auf der Heide standen einige Birkenbüsche, streuten ihr Blattgold auf das verwelkende Gras.

Der Leutnant deutete auf das Bild: „Die Heimat — die deine Heimat!“ Er schwieg ergriffen.

Da sagte Ursel fest: „Ihr verschweigst mir 'was!“

Der Leutnant wandte sich ihr rasch zu. Und in einem jäh wallendem Gefühl legte er seinen gesunden Arm um ihre Schulter und führte sie langsam und bedächtig über die Heide.

Ihre Mutter und ihre Schwester folgten ihr schweigend.

So gingen die vier über die Heide — im letzten Herbststundenglanz — über sich die unendliche Weite.

Und in diese Weite schrie Ursel plötzlich hinein: „Er ist tot!“

Der Offizier hielt sie und sprach auf sie ein — ablenkend, tröstend. Sie aber schrie mit volstem Bewußtsein in die Welt hinaus: „Er ist tot! Sagt es mir doch! Sagt es: Er ist tot!“

Es gestalte über die Heide wie der Schrei eines todwunden Mannes. Das Liebste war dahin, das Größte, das sie besaßen.

Aber sie brach nicht zusammen. Sie fiel nicht ohnmächtig. Sie jammerte nicht. Sie blieb nur stehen und lehnte ihr Stirn an die Schulter des Offiziers.

Und er hielt sie aufrecht und erzählte ihr von den letzten Stunden ihres Mannes. Wie die Schwadron im Granatregen habe auszuhalten müssen. Wie Heinrich Scherze gemacht, wenn das heulende, gläserne Pfeifen ertönte, wenn der schwere längliche Stahlkörper mit donnerndem Gemalt zersprang und in der Rauchwolke die todsprühenden Soldaten umherflogen — und wie er gefaßt und ergeben die letzten Minuten verbracht, als ihn solch ein Sprengstück zur Erde geworfen, wie Grüße an sie bestellt und gewünscht habe, sie solle es mit Kraft und Leberwindung ertragen — sie solle sich dem Leben erhalten...

Da war es ihr, als rege sich ein neues Leben unter ihrem Herzen. Sie schluchzte leise auf.

Ja, sie mußte sich dem Leben erhalten — dem neuen Leben. Mußte ihm mit Tapferkeit entgegengehen... Mußte aus dem künftigen wieder einen tapferen Menschen machen. Die Zukunft brauchte gewiß solche Menschen...

Und sie überwand sich und ihren Schmerz. Sie richtete sich auf und reichte ihrer Mutter und ihrer Schwester die Hände hin. Sie hatten abseits gestanden... Still und feierlich traten sie zu ihr.

Und durch Tränen hindurch sah Ursel sie an und lächelte — auf sich die unendliche Weite des golddurchflossenen Herbsthimmels.

Die Klage.)

Zerdrücke die Träne, und klag' nicht laut!
Der Krieg will Tod, der Krieg will Blut.
Fiel Sohn und Gatte und Liebster traut
Im heiligen Krieg, so fiel er gut.
Starb schöner als alle sterben können,
Die um ein langes Leben flennen
Und um ein seliges Ende.

Du liebstest einen; er liegt in Ruh',
Mit all den Tausenden gereiht.
Wolltest den Einen bejammern du,
O sei gewiß, es wär' ihm leid.
Vereint im Kampfe gefallen, begraben,
Will auch im Tod er voraus nichts haben
Vor seinen Kameraden.

Dr. R. H.

*) „... Im Kreise der Offiziersfrauen darf keine Träne vergossen werden.“ (Zeitungsnotiz.)

Spielschulden.

Erzählung von Franz Otto Weyer.

(Nachdruck verboten.)

Doktor Hermann, Herausgeber und Verleger der „Reform“, saß in seinem Arbeitszimmer, das ihm zugleich als Empfangsraum diente, und blätterte in der neuesten Nummer seiner Zeitschrift. Es war zwölf Uhr vorüber, und die Angestellten der Verlagsbuchhandlung hatten die Geschäftsräume bereits verlassen, um zum Mittagbrot zu eilen; in der Druckerei war Ruhe eingetreten und die weiten Seherstühle hatten sich

geleert, die Maschinen standen still. Es herrschte allgemeine Ruhe und Doktor Hermann war froh darüber. Erleichtert hatte er aufgeatmet, als der stürmische Vormittag mit seinem unaufhörlichen Lärm, seinem ewigen Kommen und Gehen, seiner Aufregung und Anspannung zu Ende war. Doktor Hermann legte das aufgeschlagene Heft der „Reform“ zur Seite, lehnte sich in seinen bequemen Schreibtischstuhl zurück



Die treue Pflegerin.

und ließ, um seine Augen einmal auszurufen, den Blick über sein Arbeitszimmer schweifen. Es war ein hübscher, gemütlicher und wohnlicher Raum, geschmackvoll und gediegen eingerichtet und mit ein paar Bildern von Böcklin, Thoma und Venbach geschmückt. Viel Platz war freilich nicht an den Wänden für solchen Schmuck, da mächtige Bücherregale an den Wänden standen, die große wertvolle Schätze zu bergen schienen. Doktor Hermanns Blick flog über seine Bücher, die sein Stolz und seine Freude waren, und er blieb dort ein wenig ruhen; dann wanderte er in eine Ecke des Zimmers, wo auf einem schwarzen Postament eine weiße Büste, der Hermes des Praxiteles, stand, ein Hochzeitsgeschenk seines früh verstorbenen Freundes Ewald Breidert, der ihm einst die zugkräftigsten und mit größtem Beifall aufgenommenen Artikel für die „Reform“ geschrieben hatte und mit dessen Tod er die schätzenswerteste Kraft verloren hatte, ohne jemals in den zehn Jahren einen Ersatz für ihn erlangen zu können. Ein leiser Seufzer glitt über seine Lippen, als er des toten Freundes und Gesinnungsgenossen gedachte.

Und an noch eine tote Person erinnerte ihn sein über das Zimmer fliegender Blick. Ueber dem Schreibtisch hing das Bild seiner vor einem halben Jahrzehnt verstorbenen Frau, deren Verlust er nie hatte verschmerzen können; nur durch angestrengteste pflichteifrige Arbeit hatte er wenigstens das Leid zu betäuben vermocht, das ihn seit dem Heimgang seines Weibes erfasst hielt. Neben dem Bild seiner Frau aber hing dasjenige seiner Tochter Gerda, deren blühende friische Jugend und deren lustiges helles Lachen ihm oft über schwere Stunden der Einsamkeit und Trauer hinweggeholfen hatte. Und als er jetzt auf das Bild der Tochter schaute, da schienen ihm die blauen Augen und das rosige Gesichtchen zuzulächeln, daß seine eigene ernste Miene von einem helleren Leuchten für einen Augenblick überflogen ward.

Gerda war Doktor Hermanns einziges Kind, und nach dem Tode seiner Frau hatte das natürliche Band zwischen Vater und Tochter eine solche Festigkeit erlangt, daß man sich kein innigeres Zusammenleben und kein tieferes Einverständnis in allen Dingen des Lebens denken konnte, als es zwischen beiden bestand. Gerda war seine einzige Freude, er hütete sie wie seinen Augapfel und er schuf ihr ein Dasein so ruhig und ledig aller Sorgen und Mühen, daß das Mädchen von allen seinen Freundinnen beneidet wurde um solch einen lieben Papa. Gerda wußte seine Liebe wohl zu schätzen, sie hing zärtlich an ihm und suchte ihm den Verlust der Frau, soweit es in ihren Kräften stand, zu ersetzen und seinen Sinn, den sie oft genug umdüstert fand, zu erfreuen und zu erheitern.

Im Augenblick war Gerda in die Stadt gegangen, ihr Vater erwartete sie aber bald zurück. Draußen schlug die Tür-glocke — vielleicht war sie das schon.

Heinrich, der Kontordienner Doktor Hermanns, trat herein und meldete: „Herr Leutnant Breidert lassen den Herrn Doktor bitten, ihn zu empfangen.“

„Ah, Breidert,“ sagte der Herr Doktor und ein froher Zug glitt über sein Gesicht. „Ich lasse bitten!“

Heinrich ging hinaus und ließ den Besuch eintreten.

Arthur Breidert, der ihn besuchte, war der Sohn seines verstorbenen Freundes Ewald und ein gutes Teil der Sympathie, die er für den Vater gehegt, hatte er auf den Sohn übertragen.

Der Leutnant trat ein, eine hübsche stattliche Erscheinung, der aber die stramme Eleganz vollständig abging, und die dunkelblonden wenig gebändigten Locken seines Hauptes paßten auch schlecht für einen Offizier.

Doktor Hermann war aufgestanden und seinem Besuch entgegengetreten, dem er zur Begrüßung herzlich die Hand schüttelte. Dann bot er ihm Platz an und die beiden setzten sich einander gegenüber, der eine wieder auf seinen Schreibtisch, der andere auf das Sofa.

Die beiden wechselten ein paar konventionelle Phrasen zu Beginn ihres Gesprächs, das aber bald wieder stockte. Der Besucher schien etwas auf dem Herzen zu haben, ohne recht mit der Sprache herauszuwollen.

Doktor Hermann merkte das, und so suchte er ihm entgegenzukommen, indem er zu ihm freundlichen Tones sagte: „Nun, Herr Leutnant, was führt Sie zu mir?“

Arthur Breidert empfand für dieses Entgegenkommen ein Gefühl der Dankbarkeit und seine Befangenheit energisch unterdrückend begann er: „Ich muß Sie von dem Zweck meines Besuches in Kenntnis setzen, verehrter Herr Doktor. Ich trage seit langem eine stille Hoffnung in mir, die ich vielleicht jetzt erfüllt sehen darf. Ich hoffe, daß ich für mein Leben Befriedigung und Glück finden werde, das ich bisher vermist habe.

Sie wissen ja, daß mein Beruf mir nicht zusagt, daß ich nicht der Mann bin, der am Militär Freude findet, und daß ich nur der Not gehorchend mich dem Soldatenstand gewidmet habe. Ich bin jetzt einmal dabei und weiß auch keine andere Stellung für mich, ich habe mich mit meinem Beruf abgefunden und will nicht mehr mit meinem Schicksal hadern, das mir die Erfüllung anderer Wünsche versagt hat. Ich habe mich von dem Tage ab mit meinem Leben zurechtgefunden, als ich mir sicher war, daß ich ein neues Glück gefunden hatte, das ich mir jetzt erwerben will. Und dazu bedarf ich Ihrer Hilfe, Herr Doktor. Sie selbst werden durch mein Verlangen zu stark berührt, als daß ich nicht Ihrer Zustimmung im voraus sicher sein müßte, bevor ich den entscheidenden Schritt unternehme. Seit langem liebe ich Ihre Tochter, verehrter Herr Doktor, ich habe aber noch nie davon zu ihr gesprochen, sondern ich wollte warten, bis ich darüber mit Ihnen geredet und Ihre Ansicht kennen gelernt. Ich kenne das Verhältnis, das zwischen Ihnen und Ihrer Tochter besteht, und möchte nicht, daß es um meinetwillen zerstört wird. Deshalb kam ich zuerst zu Ihnen und erwarte Ihren Bescheid.“

Arthur Breidert hatte geendet und lehnte sich in das Sofa zurück. Jetzt war das Wort gesprochen und mit einem Gefühl der Erleichterung atmete er auf. Eine kurze Weile herrschte Stille in dem Zimmer. Ehe Doktor Hermann seine Antwort gab, schien er blitzschnell ihre Konsequenzen zu überlegen, was aber in ihm vorging, vermochte niemand von seinem Gesicht abzulesen, so ausdrucksvoll es auch war.

Der Leutnant empfand die Stille, die seinen Worten folgte, durchaus nicht peinlich, im Gegenteil, ihm war es lieb, daß er sich seinen Gedanken überlassen konnte, und fast erschreckt horchte er auf, als die ersten Worte Doktor Hermanns an sein Ohr schlugen.

„Mein lieber junger Freund,“ begann dieser, „seien Sie zunächst herzlich bedankt für das Vertrauen, das Sie mir entgegenbringen, und für die rücksichtsvolle, ehrliche und vornehme Aussprache. Ich muß sagen, sie hat mich sehr sympathisch berührt und nicht jeder möchte so reden und handeln, wie Sie. Ich will gleich offen und ehrlich antworten. Sie sind mir — als Mensch — von Herzen willkommen und niemandem möchte ich mein Kind lieber anvertrauen als Ihnen. Was mich aber hindert, Ihnen meine Zusage zu geben, ist Ihr Stand. Ich kann Ihnen das ruhig sagen, ohne daß Sie sich beleidigt fühlen werden, Sie sagen es ja selbst, Sie passen nicht hinein: Ihre ganze Individualität fühlt sich im bunten Rod eingeengt. Ich bedaure es von Herzen, daß ich Ihnen jetzt nicht meine Einwilligung geben kann — so lange nicht, als Sie Militär sind. Es sind ganz persönliche Gründe, die mich leiten. Ich bin Verleger und Herausgeber der freirechtlichen „Reform“ und ich habe mich oft recht kräftig mit konservativen Gegnern herumgeschlagen; ich kann da nicht ohne weiteres einen Mann, der notwendigerweise mein politischer Gegner sein muß, in mein Haus aufnehmen. Und noch eins: wer soll einmal, wenn ich nicht mehr bin, mein begonnenes Werk fortführen, wer soll den Verlag leiten, daß die Bahnen, die ich eingeschlagen, nicht verlassen werden? Meine Tochter kann ihn nicht fortführen, er muß in fremde Hände gegeben werden, und mein Lebenswerk, für das ich alle meine Kraft eingesetzt habe, ist zerstört. Mein Schwiegerjohn müßte mein Nachfolger werden, meine Arbeit in meinem Sinne fortsetzen, daß ich nicht vergebens tätig war. Und wenn jemand dazu geeignet ist, so sind Sie es, der Sohn meines lieben Freundes Ewald, der mein bester Mitarbeiter war. Sie haben die vortrefflichen Gaben Ihres toten Vaters geerbt, Sie haben einen freien Blick, ein gesundes Urteil und ein warmes Herz; Sie sind ja auch schriftstellerisch tätig, und aus Ihren Arbeiten habe ich Ihre stilistische Veranlagung kennen gelernt. Wenn ich also einen Mann mir zum Sohne wünsche, dann sind Sie es, und immer nur Sie.“

„Herr Doktor!“ rief Breidert erstaunt über die Worte Hermanns. Das Lob aus dem Munde des verehrten älteren Mannes machte ihn stolz, aber die Folgerung, die er daraus zog, nahm ihm die Worte, weiter mit Doktor Hermann zu reden.

Noch einmal sprach dieser.

„Wollen Sie sich nicht einmal überlegen, was da zu tun sei?“

„Ich weiß wohl, was das heißt,“ versetzte der Leutnant. „Mit einem Schlage könnte ich Erfüllung aller meiner Wünsche finden, das geliebte Mädchen erringen, den unerfreulichen Beruf aufgeben, und einen anderen ergreifen, für den ich geschaffen bin, den journalistischen. So wäre uns beiden gedient. — Aber ich kann es nicht!“

Gespannt sah Doktor Hermann auf seinen Gast und in seinem Blick lag eine stumme Frage, die der andere auch wohl fühlte.

„Nein, ich kann es nicht, so sehr mein ganzes Wesen auch nach all dem verlangt, was Sie mir bieten. Aber bedenken Sie, was mein Onkel, der Major von Rottmann, sagen mußte, wenn ich den Beruf, den er mir ermöglicht hat, aufgebe. Sie wissen wohl, als mein Vater starb, war für mich nichts da, und Benno von Rottmann, der mein Vormund wurde, verpflichtete sich, für meine Zukunft zu sorgen, falls ich einmal Offizier werden würde. Und das tat er, ebenso wie meinen Vetter Friedrich von Rottmann hat er mich versorgt und wir wurden beide Offiziere. Er hat unsere Ausbildung bezahlt und gibt uns die Zulage. Er war mit Leib und Seele Militär und war unglücklich, als er sich des leidigen Rheumatismus halber pensionieren lassen mußte. Wie würde der Mann es aufnehmen, wenn ich den Stand verlassen wollte, den er für den höchsten hält, und für den er mich hat ausbilden lassen?“

Der Leutnant stand auf. Ein tiefer Schatten lag auf seinem hübschen frischen Gesicht.

„Ich kann nicht,“ sagte er noch einmal und machte Miene, sich von Doktor Hermann zu verabschieden.

„Sie wollen mich verlassen,“ sprach dieser und ein leiser Ton der Trauer klang in seinen Worten. „Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Sie einen Ausweg finden, der Sie zu Ihrem Heile führt. Meine besten Wünsche begleiten Sie.“

Die beiden Herren nahmen mit einem festen Händedruck voneinander Abschied.

Als Arthur Breidert das Zimmer verlassen hatte, sah Hermann noch lange auf die Stelle, wo er zuletzt gegessen hatte, und unbeweglich das Haupt in die Hand stützend, dachte er über das Geschehene nach. Endlich stand er auf und ein leichtes Lächeln flog über seine Züge.

„Vielleicht geht doch noch alles nach Wunsch,“ dachte er sich. Da schellte es draußen.

Nach kurzer Zeit trat ein junges Mädchen über die Schwelle des Zimmers, mit frischen geröteten Wangen und frohen leuchtenden Augen. Leichtfüßig eilte es auf den ersten Mann zu, dessen Gesicht bei seinem Anblick ein sonniges Lächeln überflog, und schlang die Arme um seinen Hals.

„Guten Tag, Väterchen!“ rief das Mädchen und küßte den Mann zärtlich. „Ich komme spät — es ist bald Zeit zum Essen, hoffentlich habe ich Dich nicht warten lassen?“

Sie sah nach der Uhr.

„Wo warst Du denn?“ fragte der Vater.

„Ach, ich habe mich ein wenig verplaudert, der Leutnant Breidert ist mir begegnet — Du weißt ja, wir sind gute Bekannte, und da konnten wir nicht aneinander vorübergehen. Wir sind ein wenig zusammen gegangen, haben ein paar Auslagen in Kunstläden betrachtet — na — und jetzt bin ich da.“

Sie legte den Hut und das Tackett ab und zog die Handschuhe aus.

Es entging ihr, daß der Vater sie scharf anblickte und in ihren Zügen zu lesen suchte. Aber er vermochte nicht die geringste Spur von Befangenheit darin zu finden. Es schien ihm beinahe wie ein Unrecht, als er eine Frage stellte, die er aber nicht umgehen konnte.

„Was habt Ihr denn Wichtiges geredet?“

„Wichtiges? Gar nichts.“

„Wirklich?“

„Nur so ganz Alltägliches. Warum meinst Du denn?“

Sie wußte also nichts. Breidert hatte sicher niemals etwas zu ihr von seiner Liebe gesprochen. Doktor Hermann wurde fast ein wenig verlegen, als er ihre Sicherheit wahrte, mit der sie sprach, und deshalb meinte er scherzend: „Na, so ein Leutnant — man kann nie wissen —“

„Leutnant Breidert ist kein Kurmacher wie die anderen,“ erwiderte Gerda ernst. „Und wenn er das wäre, so würde ich mich nicht von ihm begleiten lassen.“

Der Vater nickte.

„Ja, da hast Du recht, liebes Kind. Nun, sage einmal, kannst Du den Leutnant gut leiden?“

„Warum denn nicht? Er ist ein liebenswürdiger sympathischer Mann, geschult und gebildet, mit dem man etwas Vernünftiges reden kann. Jedenfalls gefällt er mir weit besser als alle anderen.“

Doktor Hermann überlegte einen Augenblick: er mußte Gewißheit haben, ob sein Kind den Mann, der seine Hand begehrt, liebte. War es so, durfte er dann auf seinem Prinzip beharren und die Tochter von ihrem Lebensglück wegreißen?

Durfte er so weit gehen? Oder mußte er seine eigenen Wünsche hintansetzen?

Ja, Gewißheit mußte er haben!

Lächelnd hob er den Finger und sagte scherzend: „Ei, ei, Du singst ja in allen Tonarten Weiderts Lob! Der hat sich aber bei Dir einen Stein im Brett erworben! Sage 'mal, Du hast ihn am Ende gern?“

„Darüber habe ich noch nie nachgedacht,“ antwortete die Tochter offen und sah dem Vater mit ihren großen braunen Augen voll ins Gesicht. „Ich weiß nicht, wie er für mich fühlt, er hat mir noch nie ein Wort von Liebe gesagt und eher habe ich keinen Grund, mir darüber Gedanken zu machen. Unglückliche Liebe ist nicht nach meinem Geschmack und ich kann es abwarten, bis ein Mann zu mir von Liebe spricht. Dann ist es noch Zeit, mich zu entscheiden.“

„Du bist mein vernünftiges Mädel!“

Der Vater klopfte ihr zärtlich auf die rosige Wange. Er lechzt atmete er auf. Jetzt wußte er, daß er seinem Kind nicht im Wege stand, daß er ihm sein Glück nicht zerstören mußte. Er konnte es ruhig abwarten, wie sich Breidert weiter entschließen würde.

Er sagte Gerda bei der Hand.

„Komm, wir wollen zu Tische gehen, es ist spät geworden.“

Gerda fiel es bei Tische auf, daß der Vater gegen seine Gewohnheit oft sehr lebhaft war, dann aber wieder sehr still. Sie machte sich keine Gedanken darüber; es mochten wohl geschäftliche Dinge sein, die ihn berührten und über die er mit ihr sprach. Hatte er aber etwas auf dem Herzen, so suchte er stets bei ihr seine Aussprache.

2.

Leutnant Breidert war bald nach seiner Begegnung mit Gerda ins Offizierskasino gegangen, um das Mittagsmahl einzunehmen, und saß jetzt mit seinem Vetter Friedrich Rottmann bei der Tasse Kaffee und der Zigarre, um noch eine Weile der Ruhe zu pflegen. Der Saal des Kasinos hatte sich fast geleert und in ihrer Nähe saßen keine Kameraden. Trotzdem sprachen die beiden Vettern nur leise miteinander.

Friedrich von Rottmann war im Gegensatz zu seinem Vetter eine stramme militärische Erscheinung von großer Einfachheit. Er war ein Mann, der mit Leib und Seele in seinem Beruf aufging und mit größter Strenge seine Pflichten erfüllte, noch strenger gegen sich selbst als gegen seine Untergebenen. Er war von seinem Onkel und Vormund, dem alten pensionierten Major, in dessen Traditionen erzogen worden. Der Major Benno von Rottmann gehörte der alten Generation an, er hatte den Krieg gegen Frankreich mitgemacht, und sich das eiserne Kreuz erworben. Er hatte seinen Neffen in die strenge Zucht genommen, die er selbst erfahren hatte und in der er das alleinige Heil der Welt erblickte; gegen die Einflüsse der neuen Zeit, vor allem gegen den überhandnehmenden Luxus, die Spielsucht und die äußerliche Eleganz eiferte er unermüdlich und es war seine Lebensaufgabe, nachdem er selbst hatte aus der Armee ausscheiden müssen, in seinem Neffen einen Mann heranzubilden, der seinem eigenen Ideal von einem Offizier möglichst nahe kam. Die Folge davon war, daß Friedrich von Rottmann, gegen den dienstlich kein Sterbenswörtchen jemals laut geworden war, sich im Verkehr mit seinen Kameraden mehr zurückhalten mußte, als ihm lieb war. Die Zulage, die ihm der Onkel gab, erlaubte ihm keine großen Sprünge, und er mußte oft von festlichen Veranstaltungen fern bleiben, um die unnötigen Kosten zu ersparen, nicht ohne daß es ihm übel bemerkt worden wäre. So sehr den Offizier sein Beruf auch begeisterte, so konnte er sich unter diesen Umständen seiner doch nicht von ganzem Herzen freuen.

Das war auch wieder das Thema, das die beiden Vettern in ihrem Gespräch behandelten. Friedrich von Rottmann hatte sich bitter darüber beklagt, daß ein reicher junger Fant im Offizierskorps, dem er die Teilnahme an einer Festlichkeit abgeschlagen hatte, ihn über die Achsel angesehen hatte, und nur mit Mühe hatte Arthur seinen Vetter beruhigt und ihn davon abgehalten, von dem taktlosen Kameraden eine Genugtuung zu erzwingen; er hatte sich endlich überzeugen lassen, daß ihn der junge Herr nicht beleidigen könne und daß der ganze Vorfall zu einem Ehrenhandel keine Veranlassung gäbe.

„Na, ja, es soll abgetan sein,“ sagte Friedrich von Rottmann. „Schwamm drüber!“

„Der Teufel soll's holen, wenn man kein Geld hat!“ brummte er und stieß unwillig die Asche seiner Zigarre ab.

(Fortsetzung folgt.)

